



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Preußisch-Berlin und die deutsche Provinz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zukommen. Wir gehen in diesen Tagen nach Vitry le François, 1 $\frac{1}{2}$ Meilen von hier, das unsre Garnison werden soll.

Daß wir einigermaßen außer uns sind, die Auserwählten für Frankreich zu sein, kannst du dir denken; nachdem das Regiment vier Jahre in Holstein gestanden hatte, konnte man uns wohl endlich zur Ruhe kommen lassen.

Nächstens hoffen wir, daß großes Avancement herauskommt, was namentlich unser Regiment gut vertragen könnte. Ich war gestern bei den dritten Husaren zum Besuch, wo ein Rittmeister, der fünf Jahr jünger ist als ich, so steht, wie ich hier. Dabei haben wir das Glück, überall gelobt zu werden, aber niemand thut etwas für uns. Kürzlich ist Oberst von Barnekow, mein alter Eskadronchef von den Kürassieren, unser Brigadier geworden; die Division hat Buddenbrock, mit dem ich auf Marsen zusammen war. Seit acht Tagen haben wir immer Regen; im Mai sind fast alle Weinstöcke bei Eprenay erfroren.



Preussisch-Berlin und die deutsche Provinz



igentlich ist diese Überschrift nicht richtig. Denn die Deutschen haben keinen Einheitsstaat und darum auch keine Provinzen. Die deutschen Stämme haben sich einen Bundesstaat errichtet, in dem berechnete Eigentümlichkeiten der verschiedenen Landschaftsbewohner anerkannt und geachtet werden. Der oberste Deutsche, der Kaiser, wohnt in der Hauptstadt eines deutschen Einzelstaats, der das kaiserliche Stammland ist; aber das Reich erkennt, was den Sitz seiner obersten Behörden betrifft, Berlin nicht durchweg als Hauptstadt an. Der höchste Gerichtshof sowie der Rechnungshof des Reiches befindet sich nicht in der sogenannten Reichshauptstadt. Berlin bedeutet also in amtlicher Beziehung nicht Deutschland, noch weniger in ethischer, wenn man dieses neuerdings so viel mißbrauchte Wort anwenden will.

Gleichwohl ist es gestattet, im Gegensatz zu dem Berlin, das so gern Deutschland sein möchte, das nichtberlinische Deutschland als die Provinz zu bezeichnen. Wir wählen diese Bezeichnung, um dem Standpunkte des Berlin-gläubigen die Kezerei entgegenzusetzen, daß Berlin für Deutschland nicht das sei, was Paris für Frankreich ist. Wohlgeremert: eine Kezerei in den Augen des Berlinfanatikers, sonst aber eine schon vielfach anerkannte Wahrheit. Aber es ist nötig, daß das Recht der sogenannten Provinz auch dem Berlinorthodoxen ein wenig klar gemacht werde. Helfen wird es freilich nicht viel, aber Schaden kann es auch nichts.

Wir Deutschen mögen im Staatsgedanken unitarisch vorwärtstreiben, in

Sitte und Denkart folgen wir dem Hohenzollernwahlspruch: Jedem das Seine. So gut den Deutschen der Waffenrock kleidet, so schlecht würden ihm uniformte Gedanken zu Gesicht stehn. Einer Kategorisirung und Schablonisirung der Denkart, einer Tyrannisirung des Geschmacks würde aber Deutschland unrettbar verfallen, wenn es Berlin als geistige Hauptstadt gelten lassen und der Parole spreeathenischer Geistesführung folgen wollte. In der That sucht sich Berlin ohne Berechtigungsnachweis die geistige Führung anzumahen. Es ist auch darin der feste Stadtparvenü, der sein Heim reich und elegant einrichtet, dem aber — die Bibliothek fehlt. Die größten deutschen Zeitungen erscheinen nicht in Berlin, sondern in Köln, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Frankfurt, die illustrierte Presse hat ihre Hauptquartiere in Stuttgart und Leipzig, der illustrierte Humor in München, und der Leipziger Buchhandel ist noch lange nicht von dem Berliner überflügelt. Als Malerstadt ist München, als Musikstadt Leipzig weit mehr als Berlin. Nur auf einem künstlerischen Felde ist Berlin unübertroffen: es ist die führende Theaterstadt. Bühnen vermitteln die Darstellung der dramatischen Produktion zwar in mehr oder minder gelungner Art, aber doch immer in anständigen Kunstformen, wenn auch der Virtuose dabei oft mehr bedeutet als der Künstler. Es ist schwer zu entscheiden, ob die große Zahl guter Bühnen oder der Umstand, daß sich diese in der größten Stadt des Reiches befinden, die Thatsache geschaffen haben, daß ein Berliner Theatererfolg auch ein Erfolg für ganz Deutschland ist. Genug, die Thatsache ist da. Jedenfalls stehen dem in Berlin beifällig aufgenommenen Stück, selbst wenn ihm ein Teil der unter einander höchst uneinigen spreeathenischen Kritik den Segen verweigert hat, die Bühnen der großen deutschen Städte offen. Ohne Prüfung, ob sich das Stück für die betreffende Stadt, für die Gemüthsart der betreffenden Landschaft eignet, wird es vorgeführt, denn es hat ja an der Spree die große Probe bestanden. Zuweilen freilich ereignet es sich, daß sich der gesunde und unbefangene Sinn der Provinzler gegen die ihm aufgedrängte Theaterherrlichkeit auflehnt; dann schießt man Kopf und Reiter niemals wieder. Aber — wird man sagen — warum soll denn Berlin nicht den Ton angeben? Ist es als Residenz des Kaisers, als vollreichste Stadt des Reichs nicht wirklich die Hauptstadt? Ist nicht auch für Frankreich Paris maßgebend? Gewiß, aber in Deutschland liegt die Sache doch anders. Es ist die Eigentümlichkeit der Romanen, nicht die der Germanen, zu zentralisiren. Und selbst die Romanen, die erst spät den Einheitsstaat gewannen, wie die Italiener, zentralisiren nicht. Für Italien ist Mailand in geistigen Dingen viel maßgebender als Rom, was in Turin gefällt, macht meist in Neapel Fiasko, der Florentiner würde des Sizilianers Geschmack vielfach nicht begreifen. So ist es auch in Deutschland. Berlin sollte seine Zentralisationsgelüste deshalb aufgeben, weil das Berliner Wesen nicht typisch für das gesamte Deutschland ist.

Wie kam das Berlin von heute zustande? Die Askanier riesen deutsche Ansiedler niederfächsischen Stammes, denen holländische Kolonisten folgten, nach den wendischen Fischerorten Kölln-Berlin. Zähes, phlegmatisches Germanentum verbindet sich mit heißblütigem Slawentum, dem die verhaltne Lücke des Unterdrückten eigentümlich bleibt. Allmählich durchsetzten sich diese beiden Elemente zu einem gewerbfleißigen Bürgertum, das zur Zeit der Quikows durchaus nicht so war, wie es uns Wildenbruch glauben machen möchte, sondern das man sich etwa nach der Art westfälisch-hannoverscher Menschen-natur mit einem Schuß Polnisch gemischt vorstellen muß. Die wüste Soldateska des dreißigjährigen Krieges mit ihrem Nationalitätengewirr bringt durch ihre Orgien in die Stadt, die die Einwohnerzahl etwa des heutigen Süterbog hatte, buntes Blut. Fünzig Jahre später überschwemmen die vom Großen Kurfürsten freundlich aufgenommenen französischen Protestanten die märkische Hauptstadt, von deren Einwohnerschaft sie bald den dritten Teil bilden. Neue Ansiedler aus Süddeutschland und der Schweiz kommen unter den drei ersten preußischen Königen hinzu. Zugleich beginnen die ersten Einwanderungen der Juden aus dem Osten. Etwa seit hundert Jahren verstärkt sich diese Einwanderung aus dem Osten durch polnisch-katholische Elemente. Innerhalb der letzten dreißig Jahre, seit sich Deutschlands Augen mehr als bisher auf Berlin richten, nimmt die Einwanderung aus allen preußischen Provinzen (freilich bleiben die östlichen immer am stärksten vertreten) märchenhaften Umfang an. Aus allen Teilen Deutschlands rekrutirt sich das Beamtenheer der neugeschaffnen Reichsbehörden. Händler, die in der Spreestadt ein Eldorado, Arbeiter, die hier besser bezahlte Beschäftigung zu finden hoffen, strömen in Scharen hin.

Je mehr sich diese Leute enttäuscht sehen, desto größer wird in der ohnedies zur Kritik geneigten Berliner Bevölkerung, die sich in dreißig Jahren verdreifacht hat, die Unzufriedenheit. Das neue Reich, die glorreiche Erfüllung innigster deutscher Wünsche, ist der Reichshauptstadt nicht zum Segen gediehen. Der Milliardenrausch mit dem Gründertagenjammer war noch nicht das schlimmste Übel. Die Krankheit ward überstanden, aber der Körper des Patienten ist nicht groß genug, als daß ihm der weite Rock paßte, den ihm die neuen großartigen deutschen Verhältnisse zugemessen haben. Geistig und körperlich beweglich, wie der Berliner ist, reckt und streckt er sich, um in den Rock hineinzuwachsen, aber bis jetzt ist ihm das nicht gelungen. Daher der komische Gegensatz zwischen dem Berlin, wie es sich vorfindet, und dem Berlin, wie es wirklich ist. Daher die Kleinstädtereier, die in sehr vielen Berliner Verhältnissen, die freilich nur der Einheimische beobachten kann, zu Tage tritt.

Das Gleichnis von dem zu weiten Rock paßt namentlich auch auf die Berliner Presse, die weit unter dem Zeitungsniveau einer Reichshauptstadt

steht. Ein Beispiel genüge für viele. Die Berichte über lokale Gerichtsverhandlungen sind in allen Berliner Blättern gleichlautend, weil sie ein und dieselbe Reporterfirma besorgt. Die Zeitungen haben also nicht den Unternehmungsgeist, sich selbständige Berichterstatter zu schaffen; sie verzichten auch insofern auf Selbständigkeit, als sie gar nicht den Versuch machen, die Berichte redaktionell zu stilisieren. Will man aber eine Presse im großen Stil haben, so genügt die Schnelligkeit der Berichterstattung, die übrigens nicht bei allen Berliner Zeitungen dieselbe ist, keineswegs.

Die Presse ist freilich nur ein Symptom für das Wesen einer Stadt; ein viel deutlicheres ist der Charakter der Bevölkerung. Ich weiß nicht, ob die mehrfach zu lesende Statistik richtig ist, die nachrechnet, daß in den Athern der Berliner 39 Prozent romanisches, 37 Prozent germanisches, 24 Prozent slawisches Blut fließt. Wo bleibt das jüdische? Da die Bevölkerung jüdischer Abstammung 5 Prozent der Berliner beträgt, so muß man doch bei der Charakterisierung des Berliners stark mit dem Judentum rechnen. Wenn man dessen Einfluß auf das geistige und wirtschaftliche Leben Berlins ins Auge faßt, wenn man sich (zugegeben, daß das Romanentum überwiegt) denselben Einfluß durch die französischen Einwanderer vergegenwärtigt, so wird man leicht den Schlüssel zum Verständnis der Eigentümlichkeit des Berliner Geistes finden. Französisch ist die schnelle Auffassung, die schnelle Sprechart, das gascognische Prahlen; waren doch die Refugiés zum größten Teil Südfranzosen. Jüdisch ist die Neigung zu zeretzender Kritik und zu sophistischem Haarspalten, der Mangel an Begeisterungsfähigkeit, der aber vielleicht auch zum Teil aus dem nüchternen Sinn des Niederdeutschen abzuleiten ist. Französisch-jüdisch ist das Bestreben, immer etwas Kluges sagen zu wollen, die Freude am Witz, der so rücksichtslos sein zu dürfen glaubt, wie er nur will. Slawisch ist die Hoheit der Messerhelden, der Hüteeintreiber, der Beschädiger von Denkmälern, slawisch ist auch das wüste Schnapstrinken in dem gelobten Lande der Destillen. Aber der alte Wende kommt doch nur in den untern Klassen zum Vorschein. Im Bürgertum, soweit es nicht urgermanisch ist, sicher aber da, wo es sich auf seine „Bildung“ etwas zu gute thut, ist der französisch-jüdische Geist mächtig. Das zeigt sich auch in der Sprache. Jüdische Ausdrücke wie Pleite, Dalles, meschugge u. s. w. sind im Munde von Berliner Christen ganz gewöhnlich, und wollte man den Berliner „Sargon“ nach Gallizismen durchsuchen, so fände man deren sicherlich eine Menge. Ein solcher Gallizismus steht jetzt in Blüte, wenn man in Berlin von einem „Saal Bechstein“ redet.

Aus den Eigenschaften des Berliners, die ihn lieber nein als ja sagen lassen, die ihm, wo der Süddeutsche freudig zustimmt, ein kühles „Ich habe nichts dagegen“ auf die Lippen drängen, erklärt es sich auch, warum man in Berlin keine Feste feiern kann, bei denen das Herz warm wird. So oft Feste

in Berlin veranstaltet werden, bei denen es auf die Beteiligung von Deutschen aus andern Gauen abgesehen ist, waltet über ihnen der Genius, der auch bei Berliner geselligen Vereinigungen kleinern Stils oft zu finden ist — der Genius der Ungemütlichkeit. Wollte bei solchen Festen jemand versuchen, als Redner einen höhern Ton anzuschlagen, einen Ton, der über den Gesichtskreis des Fraktionsphrasentums, der Bezirksvereinsaufklärung hinausgeht, so würde er mit dem edeln Worte „Quatsch“ abgethan werden. Mit diesem Worte schlägt der Berliner alles tot, was er nicht versteht. Er predigt den alleinseligmachenden Verstandesglauben, und er hat den Dünkel der Talmidflugheit, die oft — Talmidflugheit ist. Er negirt, aber er giebt dafür nichts Positives, nichts Selbständiges. Er borgt sich Worte und Redensarten von der Masse, in der er lebt, ohne einen Anlauf zu origineller Anschauung zu nehmen. Ein Berliner findet in Süddeutschland Gesichtsausdruck und Redeweise der Menschen dumm, weil er, der immer bewußt und absichtlich ist, für das Unbewußte, Naive, das sich so reizvoll beim Schwaben und Baiern äußert, kein Verständnis hat. Und obwohl er sehr selbstbewußt auftritt, ist er doch viel unterwürfiger gegen Leute von Rang und Titel als der Süddeutsche. Eine Szene, wie sie Bodenstedt aus einem Münchner Bräu berichtet, könnte in einem Berliner Biergarten nicht vorkommen, schon deshalb nicht, weil preußische Minister nicht in eine Bierwirtschaft gehen. Bodenstedt trinkt im „Schatzgarten“ ein Glas Bock, als sich der Minister von der Pfordten zu ihm setzt und auch ein Glas bestellt. Sofort erhebt sich ein schlichter Arbeiter, der dicht nebenan sein „Schweinernes“ iszt, klopft den Minister auf die Schulter und sagt: „Exzellenz, wartens noch a bissel, es wird gleich a frisches angezapft.“ Der Minister dankt freundlich und befolgt den guten Rat. Ein preußischer Mandarin hätte vielleicht ein grimmiges Gesicht gemacht; es hätte ihn aber auch der röteste Anarchist nicht zu berühren gewagt.

Die Naivität, die frisch-fröhliche Ursprünglichkeit, das ist, was dem Berliner fehlt, auch dem Berliner Künstler und Dichter. Ludwig Richter hätte in Berlin das nie werden können, was er war, ebenso wenig Rosegger. Es ist bezeichnend, daß die Romantik gerade in Berlin aus der Verzweiflung über die öde Nüchternheit des dortigen Aufklärichts entstand. Tieck, Arnim, Adam Müller, Bäckernagel, Maßmann sind geborne Berliner. Heinrich von Kleist und Fouqué sind Brandenburger. Ein warmherziger Süddeutscher wie Auerbach fühlte sich trotz seines jüdischen Blutes in Berlin nicht wohl. Ihm, dem es Bedürfnis war, anzuerkennen, war das kritische Wesen im Alltagsleben zuwider. Er hat das gute Wort vom „Aberlob“ gesprochen, das der Berliner habe; damit meinte er, daß der Berliner, auch wenn er einmal lobe, doch stets sein Lob durch ein „Aber“ einschränke. Umgekehrt hat sich der Berliner Paul Heyse in München völlig eingelebt. Er möchte ebenso wenig nach Berlin, wie der Preuße Freytag, der für Spreeathen auch nicht viel übrig

hat, während er sich in Leipzig urbehaglich fühlte. Vor hundert Jahren muß Berlin auch schon auf eine starke Opposition bei den Geisteshelden gestoßen sein. Sagt doch der größte unter ihnen, dessen marmornes Abbild auf die Spaziergänger des Tiergartens hoheitsvoll herablickt:

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäclerpfaffenwesen!

Und wie die Männer, die die Litteratur machen, so scheinen auch die Leute zu denken, die die Litteratur lesen. Es ist eine bemerkenswerte Beobachtung, daß die Schicksale des Buches nicht wie die des Theaterstückes durch Berlin bestimmt werden. Auch die ungünstigste Besprechung, oder was noch schlimmer ist, das gehässigste Totschweigen eines Buches bei der Berliner Kritik kann dem Erfolg eines Buches nichts schaden. Es giebt vortreffliche, in ganz Deutschland gelesene Bücher, die von der Berliner Kritik unbeachtet gelassen oder abgelehnt worden sind, weil der Autor nicht zur Clique gehörte, Bücher, die jedes Jahr neue Auflagen erleben, und die doch nicht in dem Vorrat der Berliner Buchhandlungen zu finden sind.

Aus alledem dürfte zu ersehen sein, daß Berlin entweder überhaupt nicht das Zeug dazu hat, geistig zu führen, oder daß es dazu noch nicht reif genug ist. Wollten wir das zweite gelten lassen, so wäre die Hoffnung auf eine geistig führende Reichshauptstadt nicht aufzugeben. Denn die Elemente, aus denen sich eine Geisteshauptstadt bildet, befinden sich alle in der großen Spreestadt. Berlin ist die modernste, die einflußreichste aller deutschen Kolonien. Aus allen Gauen des lieben deutschen Vaterlandes sind tüchtige Kräfte, helle Köpfe und warme Herzen dort vereinigt. Vereinigt? Ach nein, nur versammelt, vereinigt sind sie eben nicht. Wenn sich alle die Elemente zu einem festen Bunde zusammenschließen wollten, der wirkliches Deutschtum in Berlin verträte, dann könnten sie über das altgeistige, das geistig alte Berlin, das sich jetzt die Führung annahmt, siegen. Wenn der leichte Aufklärungspöbel à la Nicolai nicht mehr schreien wird, wenn die litterarischen Ölgötzen Heine und Börne nicht mehr werden angebetet werden, wenn vor den Altären der Fraktionsheiligen nicht mehr der Weihrauch brennen wird, der wie Eigenlob duftet, wenn das Schmarozken der Geister im Tiergartenviertel aufhören wird, dann wird Preußisch-Berlin aufhören und die Brücke von der „Provinz“ nach Deutsch-Berlin vollendet werden, deren Bau jetzt sehr langsam fortschreitet. Den Pontifex wollen wir hochachten, aber er soll kein Litteraturpapst werden.

Aber selbst wenn dieses neue Geistesberlin zu stande käme — wäre es denn ein Glück, wenn Berlin die geistige deutsche Hauptstadt würde, die es sich einbildet, längst zu sein? Könnte nicht, wie dereinst im Mittelalter der höchste Inbegriff des Deutschtums, der Kaiser, keine feste Residenz hatte, sondern von Pfalz zu Pfalz zog, das, was mächtig und groß im deutschen Leben erscheint, ähnlich von Gau zu Gau ziehen? Wenn wir eine Nationalbühne, eine

Nationalbildersammlung hätten, warum sollten sie nicht von einem Stamm zum andern wandern? So hat es jahrzehntelang der preußische Staat, sehr zur Förderung des Kunstgeschmacks, mit seiner Kunstausstellung gehalten. Das wäre der Anfang zu einer Dezentralisation des Geisteslebens, die in erster Reihe dem wirklichen Volke zu gute kommen würde.



Leopold Kümmerlich

Von dem Verfasser der Bilder aus dem Universitätsleben



er alte Kanzlist Kümmerlich fand an seinem Sohne alles vorzüglich, obgleich Leopold ein Junge von weniger als mittelmäßiger Begabung, geringem Scharfsinn und dürftiger Phantasie war. Das hatten auch die Lehrer des Gymnasiums gewußt. Aber sie hielten alle Schüler, selbst die unfähigsten, bis obenhin fest, weil in der kleinen westpreußischen Stadt das Schülermaterial an und für sich erbärmlich war, die obern Klassen immer nur spärlich besetzt waren, und man im geheimen fürchtete, die Prima könnte dem Gymnasium eines Tags als überflüssig abgekappt werden.

So hatte denn auch Leopold Kümmerlich glücklich die Abgangsprüfung bestanden. Freilich war es ihm nicht leicht geworden, die alte Kletterstange bis zu dem Ende hinaufzukriechen, wo der Staat als Belohnung den großen Freibrief für alle Karrieren aufgehängt hat. Aber Leopold hatte den Mangel an Begabung durch krampfhaften Fleiß und durch unterwürfige Bescheidenheit ersetzt; er wußte die ganze lateinische und griechische Grammatik auswendig, und das machte ihn zum Liebling des Direktors. Zu seinen Lehrern schaute er wie zu Halbgöttern empor, und diese seltne Tugend war mehr wert als alle Begabung.

Ich hatte mein erstes Semester hinter mir und hielt mich während der Universitätsferien zu Hause auf. Nach dem Abiturientenexamen besuchte ich meinen alten Schulkameraden Leopold und brachte ihm meine Glückwünsche. Der alte Kanzlist war über den Erfolg seines Sohnes außer sich vor Freude. Selbst das „Ungenügend“ in der Mathematik störte ihn nicht. Er hatte einmal irgendwo gelesen, daß geniale Menschen gewöhnlich wenig Verständnis für mathematische Begriffe hätten. Der Bengel ist ein Genie! sagte er leise zu seinem Kollegen Hinkelbein, als wir mit Leopold zusammen in der goldnen Traube am Kneiptisch saßen. Passen Sie auf, was aus dem wird!